

DEUTSCHE BAUZEITUNG

Redaktion u. Expedition:
Berlin, Oranienstrasse 101.

Bestellungen
übernehmen alle Postanstalten
und Buchhandlungen,
für Berlin die Expedition.

Organ des Verbandes

deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine.

Redakteure K. E. O. Fritsch und F. W. Büsing.

Jeden Sonnabend wird ein
Hauptblatt mit einer Inse-
raten-Beilage, jeden Mittwoch
ein Inseratenblatt
ausgegeben.

Insertionspreis:
3 1/2 Sgr. pro Zeile.

Abonnementspreis 1 Thaler pro Quartal.

Berlin, den 21. März 1874.

Erscheint Mittwoch und Sonnabend.

Inhalt: Die Moscheen zu Constantinopel. — Das Schinkelfest des Archi-
tekten-Vereins zu Berlin, am 13. März 1874. — Mittheilungen aus Verei-
nen: Ostpreussischer Ingenieur- und Architekten-Verein. — Architekten-Verein

zu Berlin. — Vermischtes: Zweite Bergbahn bei Wien. — Vesuvbahn. — Die
Wiener Stadtbahn-Angelegenheit. — Aus der Fachliteratur: Sekundäre Eisen-
bahnen. — Brief und Fragekasten.

Die Moscheen zu Constantinopel.

Eine architektonische und baugeschichtliche Studie von F. Adler.

(Fortsetzung.)

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 93.)

9. Schahzadegan Djamissi (Moschee der Prinzen) auch kurzweg Schahzadeh genannt, wurde 1543—48 durch Sinan auf Suleiman's Befehl im Janitscharen-Quartier erbaut, zunächst zu Ehren seines zweitgeborenen geliebtesten Sohnes, Mohamed, der 1543 als Statthalter von Magnesia gestorben war. Als später in Folge von Weiber-Intriguen ein anderer Sohn Mustafa auf Befehl des Vaters hingerichtet worden war und dieser grause Mord auch das Leben eines dritten Prinzen Dschihangir durch Gram gekürzt hatte, liess Suleiman diesen Letzteren 1553 neben seinem Bruder Mohamed in Constantinopel bestatten. Seitdem heisst die Moschee nicht mehr Djamissi der Prinzen sondern der Prinzen.

Auf dieses Bauwerk geht die Aeusserung Sinan's, dass er es als Lehrling, die Suleimanieh als Gesell und die Selimie in Adrianopel als Meister erbaut habe. Die Lage ist weniger günstig, als die der beiden unter 7 u. 8 erwähnten Moscheen, weil der Bauplatz sich nicht auf einem Hügel, sondern in der Tiefe westlich von der Suleimanieh befindet. Wie der Grundriss Fig. 20 zu erkennen giebt, besteht der Bau aus dem vierflügeligen kuppelbedeckten Haram mit zwei Minarets und der als kreuzförmiger Zentralbau mit vier Halbkuppeln entwickelten Djamii. Dass die Letztere im engsten Anschluss an Sultan Mehmed gestaltet worden ist, geht aus Vergleichung der beiden Grundrisse (Fig. 1 u. 20) mit so unzweifelhafter Gewissheit hervor, dass eine spezielle Nachweisung überflüssig ist. Doch sind einige Abweichungen zu verzeichnen. Ausser den etwas verkleinerten Dimensionen sind die Strebe-
pfeiler der Längseiten nicht im Innern mit Emporen ausge-
setzt, sondern ausserhalb durch schlanke Bogenhallen ge-
füllt worden. Auch hat das Aeusserer eine zwar einfache
aber doch künstlerisch so gediegene Durchbildung mit
schmuckvollen Kranzgesimsen, fein profilirten Umrahmungen
an Füllungen und Fenstern, höchst graziös gezeichneten
Minaretschäften und Gallerien u. dergl. m. erhalten, dass die
Djamii in dieser Beziehung nicht nur Sultan Mehmed
weit übertrifft, sondern unter den Bauwerken der reifen
Epoche den ersten Platz in Constantinopel behauptet.

Das Innere (Fig. 21.) zeigt die üblichen Einrichtungen
mit Mihrab, Minbar, Makssure und der auf acht Säulen ru-
henden Terrasse für die Gebetsansrufer; nur die Eingangs-
seite besitzt drei kleine Emporen. Auffallend stark (4,44m)
erscheinen die vier Hauptpfeiler, oben achteckig formirt,
unten mit nischenartigen diagonal gestellten rechtwinkligen
Einsprünge.

Die in der Höhe des Hauptkämpfers liegenden Veran-
kerungen bilden wie es scheint einen Kettenanker, der von
jedem Hauptpfeiler aus in schräger Richtung (beinahe einer
Seite des regulären Sechsecks gleichend) den betreffenden
Zwischenpfeiler erreicht, dann in der Umfassungsmauer fort-
läuft, um von dem zweiten Zwischenpfeiler aus den Nach-
barverankerungspfeiler zu erreichen u. s. w. Ausserdem ist noch

jeder der vier Hauptpfeiler in unterer Kämpferhöhe durch
zwei starke Anker mit den Umfassungsmauern verbunden.
Aus allen diesen Anordnungen darf wohl der Schluss gezo-
gen werden, dass die Hauptmeister der osmanischen Bau-
kunst (Sinan, Kermal, Ajas u. A.) durch schlimme Erfah-
rungen belehrt, absichtlich darauf verzichtet haben, in der
kühnen Struktur der Mehmedieh fortzuschreiten oder an
derselben fest zu halten.

Die Beleuchtung der Djamii ist wieder sehr reichlich be-
messen; es sind nicht weniger als 214 Fenster vorhanden.
Indessen darf bei Beurteilung dieses Verhältnisses nicht
vergessen werden, dass der ausserordentlich zusammenge-
drängte Charakter der türkischen, persischen und arabischen
Schriftarten in den Koranexemplaren zu einer möglichst
starken Tageshelle in dem unteren Raume für die auf dem
Fussboden sitzenden Leser zwingt.

Das Innere hat in weissen, roten und blauen Farben-
skalen eine teilweise farbige Ausstattung erhalten, doch ist
die erzeugte Harmonie von vorn herein nicht sehr hervor-
ragend gewesen und hat dann später Umänderungen erlitten,

welche mehr entstellt als
gebessert haben. Den-
noch ist die Totalwirkung
noch immer eine günstige
zu nennen, wozu die klare
Uebersichtlichkeit der
konsequenten Raumge-
staltung ebenso sehr bei-
trägt, als das Bestreben,
eine starke Lichtkonzent-
ration durch die Anlage
dreifach gepaarter Fen-
ster herbeizuführen; ein
aus dem byzantinischen
Thermenbau entlehntes
Motiv, welches hier wie

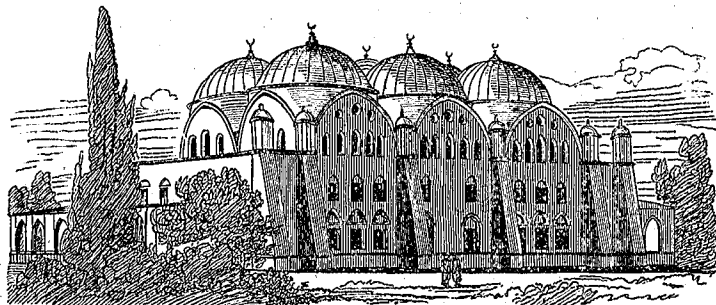


Fig. 26. Piali-Pascha.

in Venedig sehr bedeutsame Effekte hat bilden helfen und
dessen Wert bei Vergleichung mit den älteren Bauanlagen
der osmanischen Baukunst sich deutlich herausstellt.

In dem Garten hinter der Djamii erhebt sich das Türbe
der beiden Prinzen aus weissem Kalkstein erbaut, unten als
achteckiger Bau, darüber in Form eines gekerbten Zylinders
und oben mit einer schönen Melonenkuppel bedeckt; das
Ganze mit feiner und zierlicher, an Holzarbeiten erinnernder
Detailbildung geschmückt. Das Innere ist durch Belegung
mit reichen persischen Fayence-Platten sehr feierlich ernst
und dunkel gestimmt.

10. Djamii Dschihangir wurde 1553 nach Sinan's
Entwürfen zu Ehren des Prinzen Dschihangir auf der ober-
halb Tophané belegenen Anhöhe von Findikli erbaut und
gewährt wegen ihrer bevorzugten Lage herrliche Ausblicke
auf den Hafen und die Propontis. Es ist ein mässig grosser
Bau, quadratisch mit Flachkuppel, welche aus Holz kon-
struiert ist und auf flachbogigen Tragebögen schwebt. Dane-
ben erhebt sich ein Minaret. Von der ersten Ausführung ist
nicht viel erhalten, da der ganze Bau nach einer furcht-
baren Feuersbrunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts
um 1764 in ökonomischer Fassung, aber sehr üblen Rokoko-
formen erneuert wurde.

11. Djamii der Sultanin Chasseki d. i. der Sul-

tanin Churrem (Roxolane)²⁰⁾ am Awret-Bazar (Weibermarkt) ist ebenfalls ein kleiner kuppelbedeckter Bau, in bescheidenen Dimensionen und reduzierten Formen errichtet, den ich, obschon er aus Sulimans Epoche stammt und von Sinan herrühren soll, nicht näher untersucht habe.

12. Djami Mihrmah am Adrianopler Tore wurde von der Sultanin Chanum, (auch Mihrmah d. i. Sonnenmond genannt), einer Tochter der Chasseki, um das Jahr 1556 durch Sinan auf der Stelle einer byzantinischen H. Giorgios Kirche erbaut. Mihrmah, ein Liebling ihres Vaters Suleiman, soll zwei Moscheen, diese am Adrianopler Tore und die nach ihrem Namen genannte zu Scutari, von dem Werte eines einzigen ihrer Pantoffel gebaut haben²¹⁾.

Mit der Djami ist eine Akademie, ein Bad und ein Markt verbunden. Der Grundriss Fig. 22, lässt den einfachen Raumgedanken, eine stattliche Zwickelkuppel von fast 20 m Durchmesser mit zwei kuppelbedeckten Seitenschiffen von je drei Jochen zu verbinden, leicht erkennen. Es ist gewissermassen der in der Queraxe belegene Kern der Suleimanieh mit reduzierten Maassen noch ein Mal zur Erscheinung gebracht. Obschon noch zwei Minarets angeordnet sind, fehlt doch leider der Vorhof, der überall, wo er vorhanden ist, eine so würdige Vorbereitung für den Ort der Anbetung liefert. Seine Stelle nimmt eine aus sieben Kuppeln bestehende Vorhalle auf stark verankerten Spitzbogenarkaden ein. Das Innere besitzt eine ähnliche Wand- und Fenstergliederung wie die Schahzadéh, nur ist die Lichtfülle bedeutend stärker, weil das unter den Haupttragebogen angeordnete hohe Seitenlicht von vier Seiten hereinströmt. An beiden Tiefseiten sind niedrige Marmoremporen auf schwarzweissen Spitzbogenarkaden angeordnet; sie sind nach der Länge wie nach der Tiefe verankert. Eine gleiche Sicherung haben nach zwei Richtungen hin die vier grossen Marmorsäulen erfahren, welche die Seitenschiffsräume eröffnen. Bemerkenswert ist die kühne Höherhebung des Mittelraumes, in welcher sorgfältige Studien der Agia Sofia-Struktur erkennbar sind. Zur Sicherung gegen den Kuppelschub dienen (abgesehen von den breiten Gurtbögen) starke Achteckspfeiler von ca. 3,22 m Diagonale, welche auf abgestuften Strebemauern sich erhebend, die äusseren Ecken flankieren.

Die innere Ausstattung ist wieder die übliche, doch fehlt die Sultansloge. Die Akustik ist recht gut, von allen Punkten ist ein am Mihrab stehender Redner verständlich, nirgend ist ein eigentliches Echo wahrnehmbar.

Da meine Zeit zu knapp war, um die vier grösseren Moscheen von Skutari zu besuchen, was ich namentlich wegen der Djami Mihrmah oder Bujuk Djami bedauere, kann ich über diesen ebenfalls von Sinan 1547 ausgeführten Bau keine Mitteilung machen²²⁾.

13. Piali Pascha Djami, durch Fig. 24 u. 25 in Grundriss und Querschnitt, durch Fig. 26 in einer äusseren Perspektive dargestellt, liegt jenseits des goldenen Horns westlich von Pera hinter Kassim Pascha, (in dem Viertel Piali Pascha unweit des Okmeidan d. h. des Schiessplatzes für Bogenschuss). Ihr Stifter ist der als tapferer Seeheld im mittelländischen Meere berühmte Grossadmiral Piali Pascha, der Eroberer von Chios, welcher vom kroatischen Schuhflickersohn zum Eidam Selims II. (Suleimans Nachfolger) und Wesir emporgestiegen war. Der Bau ist von ca. 1565—70 zu Stande gekommen und gehört höchstwahrscheinlich zu Sinans Werken, da er unter den von Grosswürdenträgern des osmanischen Reiches errichteten Djamis eine der interessantesten darstellt.

Der Grundriss befolgt eine altertümliche Anordnung, die zur Zeit Bajazid's Jilderim (Blitz) besonders üblich war, nämlich eine Hallenanlage von sechs gleichwertigen Zwickelkuppeln, die in zwei Reihen zu je drei Jochen geordnet, in der Mitte von zwei schönen antiken Granitschäften gestützt werden. An den beiden Tiefseiten erstrecken sich zwei tonnengewölbte Aussenhallen; der an der Front angelegten holzbedeckten Pfeilerhalle ist nachträglich eine zweite Halle aus Holzbau hinzugefügt worden. Das Minaret steht in seltener Stellung in der Frontmitte unmittelbar über der Hauptpforte und ist durch seitlich angeordnete Treppenhäuser, welche gleichzeitig zu den an drei Seiten aufgestellten Emporen führen, zugänglich.

Sämtliche Kuppeln sind in Kämpferhöhe sowohl nach der Tiefe wie nach der Länge durch Anker gesichert; an der Hinterfront sind ausserdem 6 stark geböschte und mit kleinen Kuppeltürmchen gekrönte Strebepfeiler, welche dieser

Seite ein interessantes Ansehen (Fig. 26) verleihen, angeordnet worden. Die Struktur ist trefflich und kostbar, durchgängig Quaderbau.

Auch das Innere ist mit einer künstlerischen Sorgfalt ausgebildet worden, ja entbehrt sogar nicht eines gewissen Reichtums. In Kämpferhöhe ist ein 0,90 m hoher Gurt mit Sprüchen von der Hand des Kalligraphen Kara Hissari angebracht; der Mihrab ist mit den damals so beliebten weiss-, blau- und zartbunten Fayence-Platten²³⁾ geschmückt; die ehrenvolle Auszeichnung eines prächtig geschnitzten Minbers fehlt nicht und die Fensterscheiben sind in Bronzegitter eingesetzt.

Der Eindruck des Innern ist ernst und würdig, weil die im Wesentlichen durch hohes Seitenlicht gewonnene Beleuchtung ruhig wirkt. — Die Akustik ist mittelmässig zu nennen, ein starker Nachhall ist vorhanden, aber kein Echo. Mit der Djami hängen das Grab des Stifters, ein Kollegium, Kloster und Bad zusammen.

14. Kilidsch Ali-Pascha Djami dicht am Wasser, in dem volks- und verkehrsreichen Stadtviertel Top-Hane unterhalb Pera belegen, ist um 1580²⁴⁾ durch einen kühnen Flottenführer Uludsch Ali (d. h. der abtrünnige Ali), welchen Sultan Selim II. nach der Schlacht von Lepanto (1571) den Ehrennamen Kilidsch (d. h. das Schwert) Ali gegeben und ihn unter diesem Namen zum Kapudan Pascha erhoben hatte, erbaut worden.

Der Grundriss Fig. 27 ist eine modellartig verkleinerte und dementsprechend reduzierte Kopie der Agia Sofia, insofern ausser der Deckenkombination von einer Kuppel und zwei Halbkuppeln und der oft gewählten Aufstellung von vier Hauptpfeilern hier noch die konsequente Emporenanordnung auf hohen Arkaden beibehalten worden ist und die Hochlichtzuführung der in der Agia Sofia völlig konform ist. Ein Minaret ist nicht vorhanden; dagegen zwei Treppentürme, welche zu den Emporen führen. Das Mihrab ist als besondere plattgeschlossene Kapelle hinausgebaut. Die Front ist mit einer doppelten Vorhalle, — einer kuppelgewölbten inneren und einer holzbedachten äusseren — ausgestattet.

Das Aeusserere ist sehr klar und einfach geteilt, ja durch die zu starke Betonung der Struktur und konsequente Fensterstellung etwas nüchtern gegliedert. Als obere Widerlager fungieren an den Breitseiten zwei Paar verankerte Strebebögen.

Das Innere (Fig. 28) macht wegen des zu vielen und zerstreuten Lichtes, auch mancher misslungenen Färbung (neben schöner Fayence-Verwendung) halber einen etwas ungünstigen Eindruck. Die vier runden Hauptpfeiler (1,82 m stark) sind von Marmor erbaut und zu den vier Emporensäulen antike Granitschäfte verwendet worden. Die Akustik ist recht gut, da kein Echo vorhanden ist.

Neben der Moschee erhebt sich das Grabmal des alten Korsaren und Seehelden.

15. Ob Niuhandtschi Pascha Djami im Viertel Tschatlady-Kapu belegen, noch der Mitte des XVI. Jahrhunderts angehört, habe ich nicht ermitteln können. Sie soll 1714 abgebrannt und danach wieder aufgebaut worden sein.

Indessen verdient der Grundriss (Fig. 29) durch die erneute Anwendung des Motivs der Mehmedieh und Schah Zadeh (eine Zentralkuppel mit vier Halbkuppeln kreuzförmig zu kombinieren) um deswillen eine Erwähnung, weil durch die kapellenartige Hinausrückung des Mihrab und die äussere Abstufung der Kreuzflügel für die Fäçadenkomposition der Weg gewonnen wird, die in der quadratischen Mauerumschliessung dauernd festgehaltene Starrheit allmählig zu brechen.

16. Atik Ali (d. h. alte Ali) Pascha Djami liegt südlich von der Nuri Osmaniéh dicht bei der verbrannten Säule, also auf dem Forum Constantins im Herzen des alten Neu-Rom. Der Grundriss ist sehr verwandt der Bajazidiéh, weil eine Mittelkuppel mit zwei kuppelüberwölbten Seitenschiffen unmittelbar verbunden ist. Aber die Mihrabnische ist bereits in Gestalt einer rechteckig umschlossenen Halbkuppel hinausgerückt. Das Minaret steht auf der rechten Seite der aus fünf Kuppeln kombinierten Vorhalle. Die Verhältnisse sind gut, die Ausstattung ist maassvoll, erhebt sich sogar an dem mit vergoldeten Inschriften geschmückten Marmoreingange zu einiger Pracht. Dagegen ist die

²⁰⁾ v. Hammer schreibt in s. O. u. Bosp. I, 417, den Bau der Chasseki Dj. der Mutter des Prinzen Mustafa zu, berichtigt aber in s. Gesch. des osm. R., III, 735, (Noten) diese Angabe.

²¹⁾ v. Hammer, O. u. Bosp. I, 416.

²²⁾ Aeusserere Ansicht bei Fisher. „Illustrations of Const. and its environs“. II, 6.

²³⁾ Die acht persischen Fayence-Platten (Kaschi) stammen aus der Stadt Kaschan. Sultan Selim I. hatte nach der Eroberung von Tabriz die Arbeiter jener Stadt, wie die von Kaschan und Erdebil nach Nicäa verpflanzt, um grosse Fabriken dieser keramischen Industrie einzurichten. Diese neuen Erzeugnisse wurden Tschini Isnik (nicäisches Porzellan) genannt und finden sich in den meisten Djamis zu Konstantinopel.

²⁴⁾ Whibl giebt 1586 als das Erbauungsjahr, was nicht ganz glaublich, da Kilidsch Ali P. 1587 als Neunziger starb.

Beleuchtung weniger reichlich als in den entsprechenden Djamis gleich kleinen Maasstabes.

Die bei v. Hammer, Constantinopolis und der Bosporos Band I, 441 ff. u. II, 85 angegebenen vielen kleineren Djami's und Medschid's, welche von den beiden Architekten Sinan und Kemal herrühren sollen, habe ich nicht aufsuchen können.

Einige derselben sind aber nach Erdbeben und Feuersbrünsten nur noch in Umbauten erhalten. Sinan hat zu seinem eigenen Andenken eine kleine Djami am Gartentore erbaut; dort soll er auch begraben sein. Eine andere, die seinen Namen trägt, Djami Mimar Sinan, (d. h. Baumeister Sinan) in der Nähe der Bajazidië soll von seinem Kollegen Kemal herrühren.

(Schluss folgt.)

Das Schinkelfest des Architekten-Vereins zu Berlin

am 13. März 1874.

Nicht blos das gewohnte, in seinen Formen typisch gewordene Schinkelfest galt es am 13. März dieses Jahres zu feiern: der Architektenverein hatte vielmehr beschlossen, an diesem durch langjährige Tradition geweihten Tage zugleich den ersten Theil der Feier zu begehen, welche er dem gewichtigen Ereignisse seines eigenen fünfzigjährigen Bestehens zu widmen hat. War es bei dieser Vereinigung zweier Festmotive allerdings nicht wohl möglich, der eigentlichen Jubelfeier des Vereins jene eingehende und erschöpfende Würdigung zu Theil werden zu lassen, die sie ihrer Bedeutung nach wohl verdient hätte, so ist durch sie doch immerhin ein Fest geschaffen worden, das nach Rahmen, Umfang und Gepräge weit über alle bisherigen Schinkelfeste hinausging.

In den seit Kurzem erst der Benutzung eröffneten prächtigen Festsälen der Kaiser-Galerie, in denen die Hauptstadt Deutschlands endlich ein zu derartigen Zwecken geeignetes Lokal gewonnen hat, war diesmal eine Versammlung von nahezu 500 Festgenossen vereinigt — neben den Mitgliedern des Architektenvereins wie immer aus den Vertretern aller künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Kreise Berlins, sowie des zu unserem Fache in Beziehung stehenden Beamenthums und der städtischen Behörden zusammengesetzt. Als freudig begrüßter Ehrengast war der Kronprinz des deutschen Reiches erschienen, auch die Minister des Handels und des Kultus, die Hrn. Dr. Achenbach und Dr. Falk, nahmen an der Feier, und zwar in ihrem ganzen Umfange, Theil. Dagegen vermissten wir leider die Anwesenheit eines der wenigen noch lebenden Stifter des Vereins, sowie die Betheiligung von einigen Vertretern der demselben so eng verbundenen übrigen deutschen Fachvereine; wir zweifeln nicht, dass dieselben einer Einladung zu der Feier gern Folge geleistet haben würden.

Ueber die Dekoration der Festräume, die sonst einen der bedeutsamsten Theile der festlichen Anordnungen bildet, ist diesmal nur wenig zu berichten. Die neue Stätte der Feier ist der Dekoration nicht so bedürftig, wie die frühere; auch war äusserste Sparsamkeit in der Verwendung des Raumes geboten, der bereits durch einen Bühnenaufbau an der einen Seite des grossen Saales stark beschränkt war. So bildete im Wesentlichen dieser Bühnenaufbau mit seiner, den weissen, goldgemusterten Vorhang umrahmenden rothen Sammetdraperie den Festschmuck; zur Seite desselben waren die Büsten Stüler's und Knoblauch's, in der Mitte vor ihm die Büste Schinkel's und die Rednertribüne angeordnet. Die vom Verein ausgezeichneten Arbeiten der diesmaligen Schinkelkonkurrenz waren in einem der Nebensäle zur Ausstellung gebracht.

Um 7¼ Uhr betrat der derzeitige Vorsitzende des Vereins, Hr. Baurath Hobrecht, die Tribüne zu der dem Jubiläum des Architekten-Vereins gewidmeten Festrede. Sie konnte nicht anders als einer geschichtlichen Darstellung der Gründung und Entwicklung des Vereins gewidmet sein, wenn die Kürze der Zeit, auf welche sie sich beschränken musste, auch freilich nur gestattete, diese Darstellung als eine aphoristische Skizze zu geben.

Nach einem Gruss- und Dankesworte an die zur Feier des Tages erschienenen Mitglieder und Gäste des Vereins begann der Redner mit einem Rückblicke in die Vergangenheit. — Nur kurz ist ein Zeitraum von 50 Jahren, wenn man ihn mit dem Maasstabe der allgemeinen Entwicklung misst: als eine lange Epoche erscheinen die letzten 50 Jahre nach dem Fortschritt und der Entwicklung, die sie uns gebracht haben, und zumal dem lebenden Geschlechte, dessen kühnste Träume so reich und unerwartet zur Wirklichkeit geworden sind, dünkt jeder Blick nach einer so weit rückwärts liegenden Zeit wie in weite Ferne gerichtet. Für unsern Verein birgt sie eine Fülle von Freude und Lust, von Hoffnung und Gewinn, von Ruhmes- — aber auch von Todtenkränzen und verblichenen Blättern.

Die Entstehung des Architektenvereins und eine lange Periode seiner Thätigkeit fielen in eine stille, von der Gegenwart gänzlich verschiedenen Zeit, in jene für die Entwicklung Preussens merkwürdige und bedeutsame Epoche, wo der erschöpfte Staat kein höheres Ziel kannte, als seine Kraft zu sammeln und für die Aufgaben der Zukunft zu

stählen. Diesem einzigen Ziele musste jedes andere Streben sich unterordnen; die Musen und Grazien mussten feiern und das Genie darauf verzichten sich geltend zu machen. Nicht am Wenigsten haben unter dieser Beschränkung unsere Fachgenossen gelitten, die mit stolzen Idealen im Herzen sich damit begnügen mussten, als Beamte die dürftigen Aufgaben des Bedürfnisses zu lösen. Und als mit dem steigenden Wohlstande des Volkes ein Feld weiterer Thätigkeit sich öffnete, als der Privatbau der Baukunst seine Aufgaben zu stellen anfang, da mussten sie erleben, dass der Baubeamte auf diesem Felde zunächst vom Handwerker überflügelt wurde, und es bedurfte langer Anstrengungen um dieses Missverhältniss zu überwinden.

Es war nicht sowohl ein Band, als vielmehr ein Bund, der am 5. Juni 1824 von 18 in Berlin studirenden „Kondukteuren“ gestiftet wurde, nachdem die erste Anregung zu einer solchen Vereinigung schon im April desselben Jahres von Knoblauch gegeben worden war — ein Bund, welchen neben den allgemeinen Interessen auch die persönlichen Lebensschicksale der Mitglieder bewegten, den das gemeinschaftliche Lernen und Streben, die Erfolge der Einzelnen nicht trennten, sondern nur enger knüpften. In fröhlichem Auszuge auf der Schöneberger Chaussee wurden die Mitglieder geleitet, denen es vergönnt war, das höchste Ziel des damaligen künstlerischen Strebens zu erlangen und die Fahrt nach Italien anzutreten; über die Erfolge und Erlebnisse ihrer Reise berichteten diese in heiteren Briefen an den Verein, die in den Sitzungen verlesen wurden. An frohen Familienereignissen, welche einzelne Mitglieder betrafen, nahm die Gesamtheit nicht selten gleichfalls freudigen Antheil.

Von den 18 Stiftern des Vereins leben heut leider nur noch 4 — die Herren Gerhard, Krüger, Blaurock u. Küster, doch gehört ihm noch eine Reihe von Mitgliedern an, die bald nach seiner Stiftung beigetreten sind. Ueberhaupt sind wohl nur wenige preussische Baumeister der älteren Zeit dem Vereine ganz fern geblieben, fast alle haben seinen Zwecken unmittelbar oder mittelbar gedient. Mellin, Hübner, Severin, Wilhelm Stier, Knoblauch, Stüler und Soller, die heut alle schon die Erde deckt, sind seine thätigen Mitglieder und durch lange Jahre seine Vorsteher gewesen — vor Allen aber waren es Knoblauch und Stüler, die ihn in unermüdlichem Eifer förderten und führten.

Die Thätigkeit des Vereins, dem von der Polizei hierzu und zum „Genuss anständigen Vergnügens“ die Erlaubniss zu Theil geworden war, erstreckte sich von Anfang an auf die Abhaltung wöchentlicher Sitzungen, in denen wissenschaftliche Vorträge und Diskussionen stattfanden. Neuere Erscheinungen der Fachliteratur wurden besprochen, seit 1826 ein Journalzirkel und eine Bibliothek eingerichtet; der Werth der letzteren, die heute zu 30000 Thlr. versichert ist, wurde 1836 auf 700 Thlr. abgeschätzt. 1827 wurde die erste Exkursion (nach Freienwalde) unternommen, im September dieses Jahres die Einrichtung der Monatskonkurrenzen, 1830 die des Fragekastens getroffen. Neben den Vorträgen an den Versammlungsabenden wurden regelmässige wissenschaftliche Lehrkurse veranstaltet, die eifrig besucht, eine erwünschte Ergänzung der Bauakademie bildeten. 1832 begannen die litterarischen Herausgaben des Vereins; anfangs Entwürfe, später ein Journal — das „Notizblatt des Architektenvereins zu Berlin“, das vom Staate übernommen die Grundlage der „Zeitschrift für Bauwesen“ bildete. — Die Wohnstätte des Vereins wechselte in der ersten Zeit so häufig, wie die einer Berliner Familie. Von 1849 bis zum Jahre 1869 war sie in dem Hause Knoblauch's, Oranienstrasse 101 u. 102*) aufgeschlagen; seit November 1869 befindet sie sich Wilhelmstrasse 118.

Am 9. August 1869 sind dem Verein, dessen Jahresbudget sich seit dem Jahre 1837 von 700 auf 7000 Thlr. verzehnfacht hat, die Rechte einer juristischen Person bewilligt worden. —

Aus geselligen Zusammenkünften des Vereins, die neben den Sitzungen veranstaltet wurden, haben sich allmählig be-

*) Das alte Vereinslokal ist gegenwärtig das der Deutschen Bauzeitung.

stimmte Feste entwickelt. Eine Schinkelfeier ist bereits am 13. März 1830 begangen worden. Ihr bestimmtes Gepräge hat diese Hauptfeier des Vereins jedoch erst nach dem Tode des Meisters, seit dem Jahre 1845 erhalten. Im Jahre 1852 war zum ehrenden Andenken dieses Tages zum ersten Male eine Konkurrenz veranstaltet worden; seit dem Jahre 1855 werden den Siegern in diesen Konkurrenzen Staatsprämien (im Jahre 1856 auf je 100 Friedrichsd'or festgestellt) zum Zwecke einer Studienreise bewilligt, während der Verein für die besten Arbeiten Schinkel-Medaillen verleiht.

Mit dem Ausdrucke des Bewusstseins, dass der Verein in stetigem und regen Bemühen nach der Quelle des Guten und Schönen, dem Idealismus, gestrebt habe, und dem Wunsche, dass die Jugend des Vereins diese Ideale wahren möge, auf dass er weiter lebe, wachse und blühe, schloss der Redner seinen Festvortrag.

Ein kurzer Jahresbericht, aus dem wir nur hervorheben, bzw. wiederholen, dass die Mitgliederzahl von 971 auf 1032 gestiegen ist, dass 33 Sitzungen und 15 Exkursionen stattgefunden haben, dass 36 Monats- und 9 Schinkelfest-Konkurrenzen eingegangen sind und dass die Einnahmen 7200 Thlr. bei 6500 Thlr. Ausgaben betragen haben, führte in den gewohnten Gang des Festes über. Der Proklamirung des Resultates der diesmaligen Schinkelfest-Konkurrenz und der durch den Hrn. Minister Dr. Achenbach bewirkten Ueberreichung der Medaillen an die Hrn. Küster, Steenbock und Weger folgte die Verkündigung der zum nächsten Jahre gestellten Aufgaben.

Als zweiter Theil der ersten Festfeier schloss sich hieran die speziell auf das Schinkelfest bezogene Rede, welche diesmal von Hrn. Professor Hermann Grimm übernommen worden war. Schinkel als den grossen Architekten der Stadt Berlin zu schildern, hatte dieser sich zum Thema gewählt.

Gemeinsam allen grossen Männern ist es, so begann der Redner, dass sie Organisatoren sind und sein wollen, dass sie ihrer Zeit und dem Gebiete, auf dem sie schaffen, den Stempel ihres Geistes aufzudrücken bemüht sind. Nicht blos für Politiker gilt dies, sondern auch für die Dichter und Künstler, für Homer, Phidias, Dante, Luther, Voltaire und Göthe, deren Einfluss auf ihr Volk und die Menschheit darum so gross war, weil ihr Trieb stets und voll auf das Ganze und Allgemeine gerichtet war. In demselben Sinne bemächtigen sich Architekten einer Stadt, um sie zu der ihrigen zu machen, und nicht nur auf ihre äussere Gestaltung wollen sie Einfluss erlangen, sondern auch das innere Leben, die Gedanken und Anschauungen des Volkes wollen sie dementsprechend bilden und umformen.

In vollstem Maasse ist ein derartiger Einfluss auf eine Stadt dem grossen Florentiner Meister gelungen, dem Rom seinen heutigen Charakter verdankt. Er fand die Stadt als eine planlose Anhäufung von Gebäuden und Ruinen, in denen man eben erst Ordnung zu schaffen begann, und gab ihr eine neue Architektur und eine monumentale Malerei, die der Ausgangspunkt aller weiteren Schöpfungen geworden sind; er gab ihr in der architektonischen Gestaltung der Peterskirche und des Kapitols zwei monumentale Wahrzeichen, die ihre Physiognomie für immer beherrschen mussten. Und obgleich bei seinem Tode noch keiner seiner Entwürfe vollendet war, so hatte er die Linien derselben doch so fest und sicher vorgezogen, dass nichts an ihnen geändert und verwischt werden konnte.

Während Michel Angelo sich in dieser Beziehung eines Erfolges rühmen konnte, den weder vorher noch nachher ein Architekt erreicht hat, ist das einem ähnlichen Ziele zugewandte Schaffen eines anderen Künstler-Genies lediglich auf seine Phantasie beschränkt geblieben. Innerhalb einer philisterhaften Stadt, voll der Unruhe der Reformationszeit, träumte Albrecht Dürer, der in seinem Leben kaum einige Facaden aufgerissen hat und sonst nur als Schriftsteller auf dem Gebiete der Befestigungskunst thätig gewesen ist, von der idealen Residenz eines deutschen Königs, die sich um eine befestigte Königsburg gruppieren sollte und innerhalb deren er den einzelnen Gebäuden und den Wohnquartieren der verschiedenen Gewerke und Volksklassen bestimmte Stellen anwies. Obwohl kaum gekannt und nie benutzt, liegt in dieser Idee doch der Keim für die neuen, ausnahmslos von der Residenz des Herrschers ausgehenden Städtebildungen des protestantischen Nordens, unter denen Berlin, die Stätte von Schinkel's Wirken, die glänzendste geworden ist.

Nachdem 100 Jahre früher schon ein anderes Genie, Andreas Schlüter über der Umgestaltung Berlin's geplant hatte, begann im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, nachdem kaum die erste Erschöpfung der Freiheitskriege über-

wunden war, Schinkels Thätigkeit zur architektonischen Umarbeitung der Stadt. Sie begann unter den schwierigsten und undankbarsten Verhältnissen; denn nicht um grosse Prachtdenkmale, wie sie Schlüter entworfen und zum Theil auch ausgeführt hatte, sondern meist um Nutzbauten handelte es sich, die mit äusserster Sparsamkeit ausgeführt werden mussten und nur schwer mit dem Gewande künstlerischer Schönheit umkleidet werden konnten. Um nur schaffen zu können, musste sich Schinkel eine Selbstverläugnung auferlegen, zu der nicht Jeder fähig gewesen wäre. Aber so peinlich es ist, ihn in verzehrender und meist vergeblicher Arbeit sich abquälen zu sehen, so bildet doch auch diese Seite ein charakteristisches und bedeutsames Moment seines Wirkens und seines künstlerischen Ruhmes.

Bewunderungswürdig ist, was er unter solchen Verhältnissen geleistet hat. Trotzdem auch er keinen seiner grösseren Pläne verwirklichen oder vollenden konnte, trotzdem er in bester Kraft starb, als der König, der ihm die Mittel hierzu geboten haben würde, erst zur Regierung gelangte, ist doch das Wenige, was er geschaffen, für die Physiognomie des neuen Berlin maassgebend geworden. —

In die Schilderung der Pläne, die Schinkel für die Umgestaltung Berlins entworfen hat, oder vielmehr, deren Ausführung zu einer solchen Umgestaltung geführt haben würde, können wir dem Redner nicht im Einzelnen folgen, zumal wir die Mehrzahl derselben als unsern Lesern bekannt voraussetzen dürfen. Er begann mit dem Siegesdom am Leipziger Platze, der statt dessen nur ein dürftiges Thor erhalten hat, und dem Kirchenbau am anderen Ende der Leipziger Strasse, am Spittelmarkt. Für den Gensdarmenmarkt, auf dem das Schauspielhaus entstanden ist, hat Schinkel noch die über kurz oder lang unvermeidliche Erneuerung der beiden Kirchen — für den Durchbruch der französischen Strasse eine grosse Landesbibliothek projektirt. Die Werdersche Kirche, obwohl nicht in ursprünglicher Form, die Bauakademie und die Schlossbrücke sind zur Ausführung gekommen. Neben der letzteren sollten hart an der Spree zwei kleine Kirchen, an Stelle der Werderschen Mühlen ein Kaufhaus, auf dem Schlossplatz ein grosses Brunnenmonument errichtet werden. Den Lustgarten, an dem das Museum, Schinkels herrlichstes Werk — nach des Redners Ansicht eine harmonische Verschmelzung hellenischen und deutschen Geistes, wie sie nur noch in der Göthe'schen Iphigenie vorliegt — seinen Platz gefunden hat, sollte das Kolossal-Monument Friedrich's des Grossen schmücken, und zwar als ein mehrgeschossiger Tempelbau an Stelle der Schlossapotheke, oder in Form einer Quadriga auf hohem Unterbau neben der Schlossbrücke. Ein anderer Entwurf für dasselbe Denkmal, bei dem als Hauptmotiv eine Säule gewählt ist, nimmt den Opernplatz, ein vierter endlich die jetzige Stelle in Aussicht. — Von hervorragender Bedeutung sind die beiden Entwürfe für das Palais des Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers, der eine am Opernplatz, der andere am Pariser Platze gegenüber dem Hause des Grafen Redern gedacht — beide namentlich deshalb, weil bei ihnen, wie schon in dem Hauptentwurf für das Friedrichsdenkmal, auf eine Verbindung der Architektur mit der landschaftlichen Natur und dem Baumwuchse in hervorragender Weise Rücksicht genommen ist. Bei dem erstgenannten der beiden Entwürfe war ein grossartiger Terrassenbau mit erhöhten Gärten, bei dem letzteren die Verbindung des Palais mit bis zur Spree sich erstreckenden Gartenanlagen beabsichtigt, die zugleich eine landschaftliche und architektonische Umgestaltung der gesamten Umgebungen des Brandenburger Thores nach sich ziehen sollte. Als letztes und grösstes Werk, in dem sich diese Richtung ausspricht, ist endlich der Hauptentwurf Schinkels für ein Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge zu nennen, durch dessen Ausführung Berlin ein jenen beiden Bauten Michel Angelo's ebenbürtiges Wahrzeichen gewonnen hätte — eine grandiose Anlage, bei welcher der in Terrassen abgestufte und mit Park-Anlagen bedeckte Kreuzberg auf dem obersten, mit Bäumen umsäumten Plateau einen Tempel tragen sollte.

Michel Angelo hat das Glück gehabt, dass man seine Ideen fortsetzte und auf ihnen weiter baute, während nach Schinkels Tode die Bedingungen baukünstlerischen Schaffens in Berlin sich mit einem Schlage auf die ungeahnteste Weise verändert haben. Während seine Entwürfe für die stille, friedliche Residenz des Königs von Preussen berechnet waren, aus welcher er die erste Stadt Deutschlands machen wollte, ist Berlin heute nicht mehr in gleichem Sinne Residenzstadt, da der Kaiser gleichsam in ganz Deutschland residirt. Mit dem Begriffe der Ruhe ist ihm sogar der alte Begriff der Stadt abhanden gekommen, da mehr und mehr die Tendenz sich geltend macht, die Stadt in ihre Umgebung aufzulösen,

DIE MOSCHEEN IN CONSTANTINOPEL.

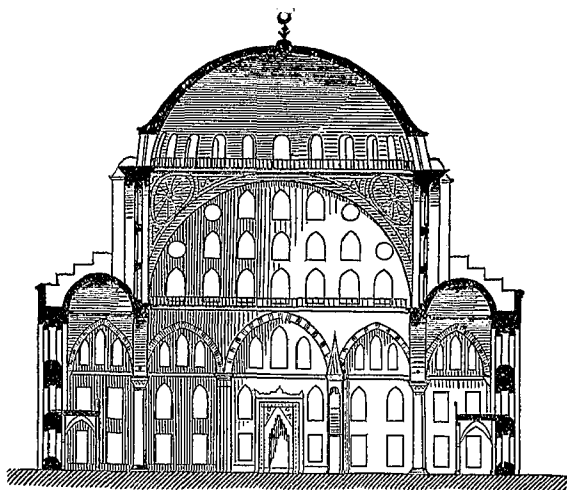


Fig. 23. Sultane Mihrmah.

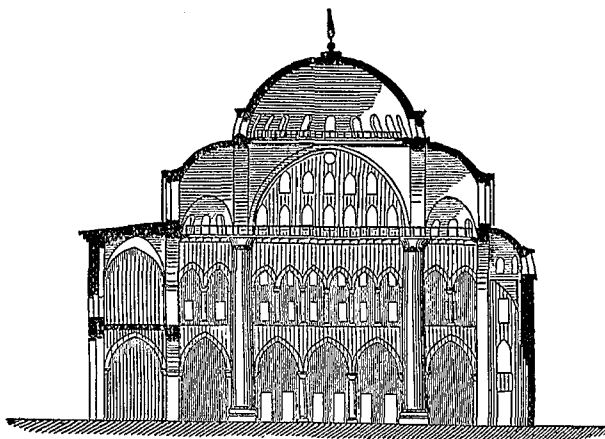


Fig. 28. Kilidsch-Ali-Pascha.

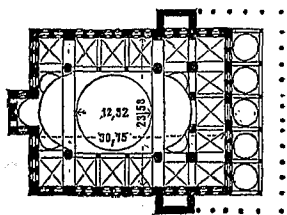


Fig. 27. Kilidsch-Ali-Pascha.

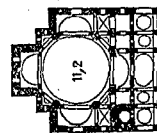


Fig. 29. Nischandschi-Djami.

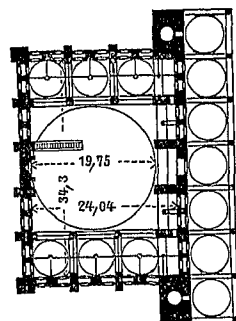


Fig. 22. Sultane Mihrmah.

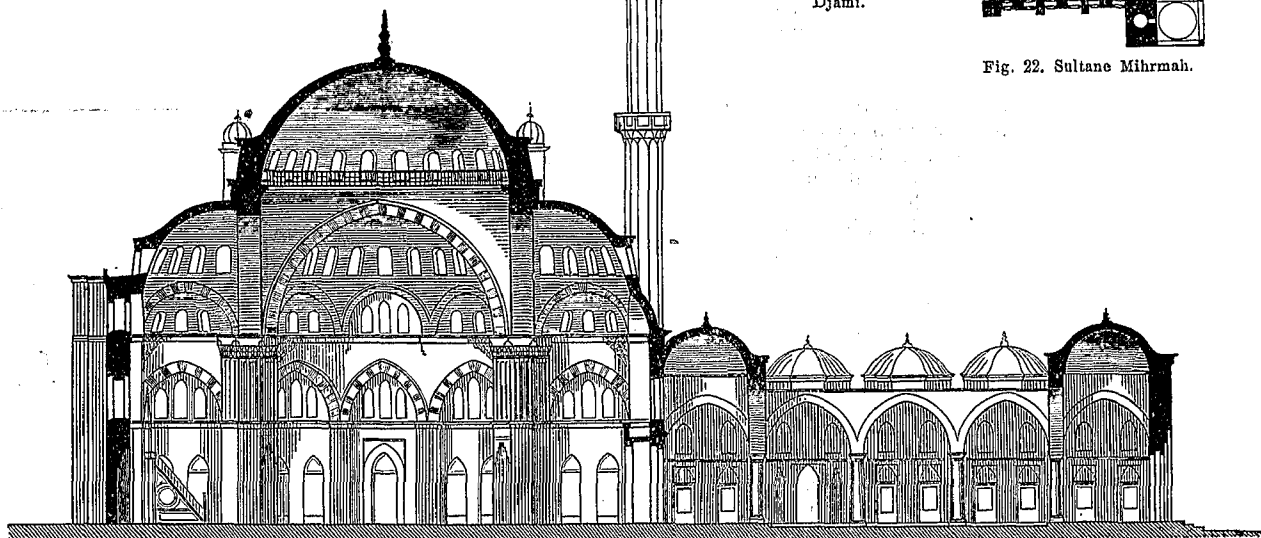


Fig. 21. Schezadegan Djamissi. (Moschee der Prinzen.)

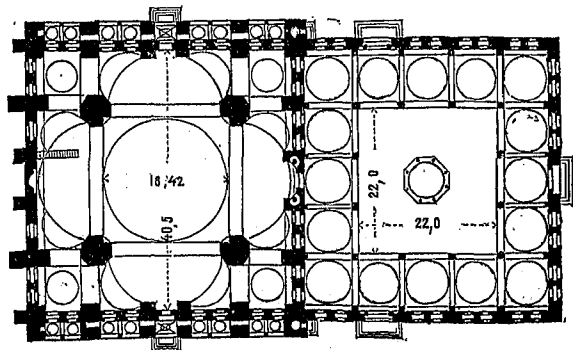


Fig. 20. Schezadegan.

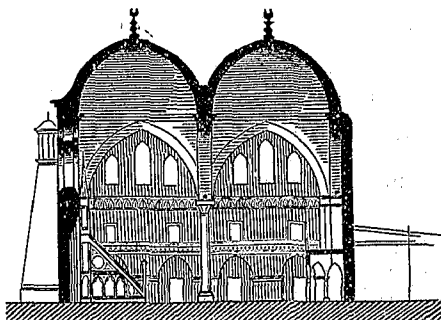


Fig. 25. Piali Pascha.

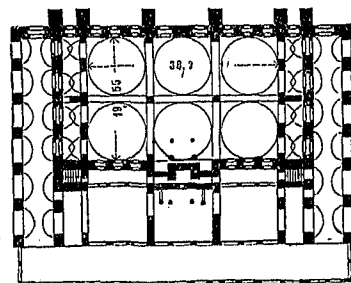
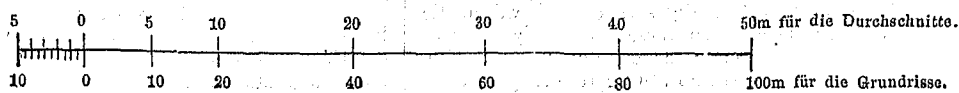


Fig. 24. Piali Pascha.



innerhalb Paläste und Geschäftshäuser zu errichten, ausserhalb derselben aber zu wohnen.

Schinkel würde diese Veränderung mit ungeheurem Erstaunen gesehen haben, aber es würde für ihn gewiss nur das Werk weniger Tage gewesen sein, sich in den neuen Verhältnissen zu orientiren und den neuen Bedingungen der Gegenwart gerecht zu werden. Dass er uns in dieser Zeit fehlt ist um so mehr zu beklagen, als gerade er der Künstler gewesen wäre, der für die wichtigsten Fragen, die uns heute beschäftigen, die richtige Lösung gefunden hätte. Als solche Fragen bezeichnete der Redner die Gestaltung der neu entstehenden Stadttheile und Städte um Berlin, die nicht blos im Sinne möglichst Verwerthung des Baugrundes, sondern mit Berücksichtigung landschaftlicher Schönheit, mit richtiger Anlage und Vertheilung von Plätzen und in angemessener Verbindung von Gebäuden mit Park- und Garten-Anlagen erfolgen müsse — ferner die Umgestaltung der inneren Stadt, an welcher einige Plätze von Gebäuden zu befreien sind — endlich die Angabe des Stils für die neuen im Geiste und aus dem Bedürfnisse unserer Tage zu errichtenden Monumentalbauten. Mit welcher Begeisterung, ja mit welchem Rausche des Entzückens würde sich Schinkel bei seinem Reichthume an Motiven namentlich der letzten Aufgabe gewidmet haben!

Ihn zu beurtheilen nach dem, was er wirklich gebaut, wäre ungerecht. Grösseres, ja das Grösste würde er geschaffen haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre unter Bedingungen zu bauen, wie sie heute gegeben, und auf keine Frage, die wir ihm stellen könnten, würde er die Antwort uns schuldig bleiben. Ehren wir ihn daher, als ob er heute noch unter uns weilte und hören könnte, wie wir über ihn urtheilen! — —

Nach einer längeren Pause, während welcher die Gesellschaft in den Nebensälen sich zerstreute, begann gegen 11 Uhr das Festmahl mit seinen Toasten und einer Reihe ernster wie heiterer künstlerischer Genüsse.

Der erste, von Herrn Oberlandesbaudirektor Dr. Hagen ausgebrachte Trinkspruch galt dem deutschen Kaiser, als dem Schirmherrn von Kunst und Wissenschaft, dem Sieger in Schlachten und dem Führer im Kampfe gegen die dunklen Gewalten — sowie seinem Sohne, dem Kronprinzen des Deutschen Reiches. Professor Lucae brachte ein Hoch der deutschen Kunst, die den 13. März längst als einen Vereinigungstag der drei bildenden Künste feiert, weil sie keinen besseren Mittelpunkt ihres gemeinsamen Strebens, keinen universelleren Vertreter der reinen künstlerischen Idee, wie des Humanismus und der Neidlosigkeit gehabt hat, als Schinkel. Hr. Minister Dr. Achenbach endlich feierte den Architekten-Verein, dessen gegenwärtige Blüthe den Beweis liefere, dass er seinen Zweck erfüllt habe. Frisch und lebenskräftig in seiner Vereinigung von Meistern und Schülern, sei er ein glänzendes Beispiel dafür, was eine solche Vereinigung vermöge. Zur Zeit der ersten, durch den Sturm des dreissigjährigen Krieges hinweggefügten Blüthe des deutschen Vaterlandes habe auch die Kunst nur im Zwange der Ge-

nossenschaft sich geltend machen können. Das vorige Jahrhundert sei die Zeit, wo einzelne grosse Männer an der Spitze der geistigen Thätigkeit gestanden haben, die Gegenwart suche ihre Bestrebungen vorzugsweise in freier Vereinigung zu verwirklichen. Grosses sei durch letztere schon geleistet und die spontane Entwicklung aller Kräfte sei ein gewaltiger Vorzug derselben, dem freilich der Nachtheil entgegenstehe, dass auf Zeiten der Blüthe auch Zeiten der Erschlaffung zu folgen pflegen. Es sei der Ruhm des Architekten-Vereins, dass er solche nicht kennen gelernt, dass er in 50 Jahren immer weiter sich entfaltet und seine Leistungsfähigkeit sich nicht abgeschwächt, sondern stetig gesteigert habe. Möge er nach abermals 50 Jahren mit gleichem Stolge auf eine gleiche Steigerung seiner Erfolge zurückschauen können. — Hr. Schwarzkopf endlich weihte im Namen der Gäste den Frauen der Vereinsmitglieder ein Hoch.

Telegramme aus Cassel, Strassburg (von dem jüngsten der deutschen Fachvereine an den ältesten), Danzig, Erfurt, Lübeck, Bromberg, Cöln und Essen, sowie Gratulations-schreiben vom Ausschusse der Studierenden der Berliner Bauakademie und vom Verein „Motiv“ gaben Zeugniß, dass an der Feier — wie immer — auch von ausserhalb reger Antheil genommen wurde.

Die künstlerischen Produktionen boten diesmal nicht nur dem Ohre, für das der altgewohnte, in dem Brausen des Festes leider nicht immer ganz zu würdigende Quartett-gesang bestimmt war, sondern auch dem Auge willkommenen Genuss. Unter der Leitung des Malers A. von Werner, der für diesen Zweck seine Mithilfe in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hatte, wurden vier lebende Bilder vorgeführt, die künstlerisch zu dem Vollendetsten gehörten, was man in dieser Art sehen kann. War es ein besonderes Geheimniss der Beleuchtung — war es die Ein-fügung der Bilder in einen architektonischen Rahmen — war es der goldene Hintergrund oder endlich die feine Flor-verhüllung, die den Rahmen schloss: jedenfalls war der Eindruck der Bilder ein so gelungener, dass die Versammlung kunstverständiger Männer, denen sie dargeboten wurden, von ihm nahezu entzückt wurde. Das erste Bild gab eine allegorische Gruppe: Schinkels Büste mit den Gestalten der Berolina, der Architektur, der Malerei und Skulptur — die drei anderen zeigten in freier Verwendung einiger Bilder aus dem Friesse des Pringsheim'schen Hauses, die durch je zwei einzelne Seitenfiguren bereichert waren, die Pflege der Künste innerhalb des häuslichen Kreises. Eingeleitet wurde die Darstellung der Bilder jedesmal durch einige, von einem Wappenherolde vorgetragene Strophen in Stanzform. — Den Abschluss des Festes bildete die Vertheilung der Tisch-karte, in der der bewährte, diese Spezialität pflegende Künstler, Hr. Baumeister H. Schäffer sich diesmal selbst über-troffen hatte. Ihre Erklärung durch Hrn. Professor Adler — gleichsam das heitere Satyrspiel zu dem ersten Fest-drama, freilich auch ein Stück ägyptischen Todtengerichtes — stand auf der Höhe der Zeichnung. — F. —

Mittheilungen aus Vereinen.

Ostpreussischer Ingenieur- und Architekten-Verein. Monatsversammlung am 5. März 1874. Abends 8½ Uhr. Vorsitzender: Herzbruch. Anwesend 12 Mitglieder und 1 Gast.

Der Vorsitzende referirt über die eingegangenen Schrift-stücke und Mittheilungen anderer Vereine und schlägt vor, die nächste Generalversammlung des Vereins am Sonnabend den 11. April cr. Abends 6½ Uhr im Ostbahnhof hier abzuhalten, welchem Vorschlag die Versammlung zustimmt. Sodann werden als Vereinsmitglieder aufgenommen: Bauführer Tag-mann, Bauführer Böttcher, Ingenieur Leonhardt, sämmtlich hier. Mohn, als Referent der gewählten Kommission über die Frage: ob es zweckmässig sei, in Veranlassung der Bestimmungen im § 107 der Gewerbeordnung besondere Vorschriften für den Schutz der Fabrikarbeiter zu erlassen (cf. Deutsche Bauzeitung 1874, N. 9) spricht sich dahin aus, dass die von der Wies-badener Regierung erlassenen Vorschriften theilweise zu allge-mein gefasst, theilweise auch nicht durchführbar seien. Die Fabrikarbeiter würden erfahrungsmässig trotz aller Vorsichts-maassregeln so gleichgültig gegen die Gefahr, dass die besten Maassregeln nutzlos seien. Eingehend auf Spezialitäten sei an-zuführen, dass besondere Ventilationseinrichtungen, wenn dabei Zug entstehe, den Arbeitern verhasst sind; es würden ferner auch erfahrungsmässig die eingerichteten Speisesäle nur von dem kleinsten Theil der Arbeiter benutzt. — Im Allgemeinen wären schon die Fabrikherren in eigenem Interesse gezwungen, das anzuordnen, was zum Schutz der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sei; endlich wären die Lokalitäten und Verhältnisse auch so verschiedenartig, dass es schwer halte, allgemein passende Anordnungen zu treffen. Die Kommission könne daher den Erlass von Bestimmungen, ähn-

lich oder gleich wie die der Wiesbadener Regierung, nicht em-pfehlen, sondern sei der Ansicht, dass man hier das Eigen-interesse der Fabrikherren walten lassen müsse; dagegen möchte es sich allerdings empfehlen, dass ab und zu Belehrun-gen über die Gefahr etc. öffentlich ertheilt würden. Osten-dorf glaubt, dass man in der Fürsorge für die Arbeiter gegen-wärtig zu weit gehe; das könne lediglich Schaden bringen und nicht nützen. — Die Fabrikherren wären durch ihr eigenes In-teresse auf gute Behandlung und auf Förderung von Einrich-tungen, die dem Wohle der Arbeiter zugute kommen, angewiesen; andererseits müsse man auch den Arbeitern klar zu machen suchen, dass sie nur selbst und durch sich selbst ihr Wohl-ergehen begründen könnten, und müsse man dieselben nicht von Aussen beglücken wollen. Wer täglich mit Arbeitern zu wir-ken habe, könne derartiges besser beurtheilen als diejenigen, die sich nur theoretisch am grünen Tisch mit dieser Frage be-schäftigten. — In seiner eignen Fabrik z. B. seien alle Vorsichts-maassregeln getroffen, um die Arbeiter gegen Beschädigungen zu schützen — es wird u. a. bestraft, wenn ein Arbeiter eine Ma-schine, während dieselbe im Betriebe sei, putze und reinige — dennoch unterbliebe das nicht und kämen immerfort noch Un-glücksfälle vor. Er habe verboten, dass die Arbeiter in den Arbeitsräumen ihr Essen einnehmen, und habe einen eignen Speisesaal eingerichtet, dennoch gingen nur sehr wenige Ar-beiter in diesen Saal hinein; die meisten separirten sich auf geschützten Plätzen etc. in der Nähe der Fabrik, besonders aus dem Grunde, weil sie sich nicht gegenseitig in die Töpfe gucken lassen wollten. Besondere Anordnungen auf Grund des § 107 der Gewerbeordnung halte auch er nicht für zweckmässig, weil ein Erfolg aus denselben nicht zu erwarten stehe. Heumann

bestätigte durchaus das Vorgesagte und fügte hinzu, dass je mehr Vorsichtsmaassregeln zum Schutz der Arbeiter getroffen würden, je sorgloser und unvorsichtiger dieselben erfahrungsmässig würden. Die Versammlung beschloss, nachdem noch einige weitere Aeusserungen in ähnlichem Sinne gemacht waren, sich dahin auszusprechen, dass der Erlass allgemeiner Vorschriften in Anlass des § 107 der Gewerbeordnung nicht zweckmässig und nicht nothwendig erscheine, sondern nur öffentliche Belehrungen über das, was zur Beseitigung von Gefahren und zum Schutz der Gesundheit in Fabriken nothwendig und zweckmässig sei, vielleicht nutzbringend sein werden. Arndt theilte mit, dass die Kommission, welche über Diäten etc. der Sachverständigen in gerichtlichen Terminen berathet, noch nicht schlüssig geworden ist; es wurde jedoch bestimmt, dass diese Frage auf der nächsten Generalversammlung am 11. April cr. verhandelt werden soll, und die Kommission ersucht, bis dahin ihren Bericht schriftlich zu erstatten. Schluss der Sitzung.

Architekten-Verein zu Berlin. Versammlung am 14. März 1874; Vorsitzender Hr. Hobrecht, anwesend 143 Mitglieder und 11 Gäste.

Nachdem der Herr Vorsitzende der Kommission für das Schinkelfest den Dank des Vereins für ihre von so schönem Erfolge gekrönten Anstrengungen ausgesprochen hat, überreicht Hr. Adler das Original der von Hrn. Schäfer gezeichneten Tischkarte, das dieser dem Vereine zum Geschenk gemacht hat. Die Zeichnung soll eingerahmt und in der Bibliothek aufgehängt werden.

Hr. Adler legt sodann die erste Lieferung einer im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden, von Dr. Dohme herausgegebenen Publikation des Königlichen Schlosses in Berlin vor und empfiehlt das Werk zur Anschaffung für die Bibliothek. Der Hr. Verfasser hat, durch günstige Privatverhältnisse bevorzugt, dem Spezial-Studium des Schlosses bereits eine Reihe von Jahren gewidmet und ist daher für seine Aufgabe wohl vorbereitet. Das ganze Werk, das neben wenigen Tafeln architektonischer Grundrisse und Durchschnitte, sowie den erforderlichen geometrischen Ansichten überwiegend Darstellungen des Inneren, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Schlüter'schen Epoche enthalten soll, ist auf 40 bis 42 Blätter berechnet, die in 10 Lieferungen erscheinen werden; es bedient sich — als erstes bedeutendes Beispiel dieser Art — der sogenannten Heliographie, d. h. des direkten Druckes von photographischen Aufnahmen nach der Natur. — Hr. Adler benutzt diese Gelegenheit zugleich zu einer kurzen Würdigung des von Schlüter eingeleiteten Schlossbaues, dessen Umfang er durch Vorzeigung der letzten, vor Beginn des Baues aufgenommenen Zeichnung des Schlosses auf dem berühmten Schultz'schen Prospekte der Stadt Berlin im Jahre 1688 erläutert.

Hr. Jacobsthal überreicht dem Vereine als Geschenk den Text und die beiden ersten Lieferungen seiner „Grammatik der Ornamente“, deren Tendenz und Anordnung er in Kürze erläutert.

Hr. Möller bespricht die im Vereinslokale ausgestellten Proben der „Cajalith“-Fabrik von F. A. Schmidt in Dresden — grössere und kleinere Tafeln zu Tischplatten, Wandbekleidungen und Fussbodenbelägen, theils einfach, theils in mehrfarbiger mosaikartiger Ausführung — sowie ein und mehrfarbige Architektur-Details. Die Fabrikate haben ein äusserst gefälliges Ansehen und anscheinend ziemliche Festigkeit; auch sollen sie nach der Versicherung des Erfinders vollkommen wetterbe-

ständig sein. Leider wird die Zusammensetzung der Masse als Geheimniss behandelt, so dass man — so lange ihre günstigen Eigenschaften nicht durch genügende Erfahrung erprobt sind — zu ihrer Anwendung unmöglich Vertrauen gewinnen kann. Herr Boeckmann schliesst sich dieser Ansicht im Wesentlichen an und macht ausserdem darauf aufmerksam, dass die Cajalith-Platten, welche aus zwei verschiedenen harten, ungleich trocknenden Lagen bestehen, meist nicht vollkommen eben sind. Eines Versuches sei aber die Anwendung des Fabrikats jedenfalls im hohen Grade würdig.

Da der angekündigte Vortrag wegen Behinderung des Hrn. Wex ausfällt, so stellt der Hr. Vorsitzende anheim, die in der letzten Sitzung begonnene Diskussion über den Antrag des Hrn. Schwatlo fortzusetzen. Auf den von diesem geäusserten Wunsch geschieht dies jedoch vorläufig nicht, sondern es wird lediglich der neu formulirte Wortlaut des betreffenden Antrages mitgetheilt, dessen Berathung die nächste Sitzung gewidmet werden soll. Hr. Schwatlo beantragt, dass der Verein an den Herrn Handelsminister die Bitte richten soll:

1. Möglichst bald die Einleitungen zum Neubau einer bauakademischen Lehranstalt in Berlin zu treffen.

2. Das jetzige Gebäude der Bauakademie nach Fertigstellung des Neubaus mit Zugrundelegung des Schinkel-Beuth-Museums zu einem, auch dem Publikum zugänglichen Museum der Architektur einzurichten.

3. In Erwägung ziehen zu wollen, ob die Königliche Gewerbe-Akademie bei ihrer gleichfalls bevorstehenden Verlegung bei dem Neubau der Bauakademie nicht gleichfalls zu berücksichtigen sei.

4. Darauf hinwirken zu wollen, dass das Gebäude der Werderschen Mühlen niedergelegt und das Grundstück für jetzt nicht wieder bebaut werde, um damit die Möglichkeit einer zukünftigen Freilegung der Schlossfreiheit nicht auszuschliessen.

Jedem der 4 Antragspunkte sind entsprechende kurze Motive beigefügt. Hr. Schwatlo berichtigt im Anschluss an die Mittheilung derselben zugleich eine irrige Meinung, die sich an sein Auftreten in der letzten Sitzung geknüpft hat. Er sei keineswegs gegen die beabsichtigten baulichen Veränderungen im Gebäude der Bauakademie, halte dieselben vielmehr unter den gegenwärtigen Verhältnissen gleichfalls für nothwendig und zweckentsprechend.

Eine durch den Hrn. Vorsitzenden angeregte kurze Diskussion über die Frage, was aus dem von Hrn. Gruner für das Familienfest des Vereins gemalten Bilde werden soll, das unstreitig einen hohen künstlerischen Werth besitzt, ergiebt als Resultat, dass das Bild sorgfältig restaurirt im Sitzungssaale des Vereins eine Stätte finden soll, während gleichzeitig auch photographische Kopien desselben angefertigt werden sollen.

Die Frage, ob die Zahl der Drähte eines Telegraphen-Kabels aus praktischen Rücksichten beschränkt sei, beantwortet Hr. zur Nieden dahin, dass man meist eine Zahl wähle, bei der sich die Drähte bequemer zu einem Kabel von rundem Querschnitt vereinigen lassen, etwa 3 oder 7. Ueber die letztere Zahl hinauszugehen, sei ein Bedürfniss wohl selten vorhanden, sonst würde dem technisch Nichts im Wege stehen. Auf eine zweite Frage, warum man in Tunnels Kabelleitungen lege, giebt Hr. zur Nieden die Auskunft, dass die in Tunnels vorhandene Feuchtigkeit, welche die Isolirung der Drähte bald aufheben würde, die Anbringung gewöhnlicher Telegraphen-Leitungen ausschliesse.

— F. —

Vermischtes.

Zweite Bergbahn bei Wien. Bereits ist die zweite auf den Kahlenberg bei Wien führende Bahn fertig gestellt und hat die Probefahrt derselben schon vor einigen Wochen stattgefunden. Die neue Bahn beginnt bei Nussdorf und führt über die Zwischenstation Krapfenwald auf das Plateau des Kahlenbergs. Sie hat eine Gesammtlänge von 5,2 Km. Die Steigungen schwanken zwischen 1:10 und 1:20. Abweichend von den Einrichtungen der im vergangenen Jahre eröffneten ersten Kahlenbergbahn, welche für Seilbetrieb eingerichtet ist, wird die neue Bahn durch Zahnrad und Zahnstange betrieben; auf der Thalfahrt wird Gegendampf angewendet. Die Lokomotive weicht von der der Rigibahn insofern ab, als sie einen horizontal angeordneten, statt wie letztere einen stehenden Kessel hat; ersterer ergab sich durch die geringeren Steigungen der Bahn als zulässig. Die Lokomotive schiebt gleichzeitig 3 Waggonen vor sich her, die zusammen 162 Sitzplätze enthalten; die ausgeführte Probefahrt den Berg hinauf dauerte 28 Minuten.

Vesuvbahn. Eine Aktien-Gesellschaft in Neapel erstrebt die Ausführung einer Bahn. Die von dieser Stadt ausgehend bis zum Krater des Vesuv hinaufführt. Die ganze Bahnlänge beträgt 26 Km. wovon 23 Km. als gewöhnliche Bahn, der Rest als Seilbahn ausgeführt werden soll. Die Maschine will man am Fuss der geeigneten Ebene aufstellen die Gleise mit Brüstungsmauern, einfassen, die bis zur Höhe der Wagenfussböden hinaufreichen und die Stützpunkte für 4 Klauen bilden sollen, die im Fall eines Seilbruches in Wirksamkeit treten.

Die Wiener Stadtbahn-Angelegenheit scheint entgegen den früher bestandenen Aussichten, denen diese Zeitung in mehreren Nummern des letzten Jahrgangs Ausdruck gegeben hat, jetzt in ein Stadium eingetreten zu sein, wo an eine baldige Verwirklichung kaum zu denken ist; mindestens ist durch

die seit Kurzem vorliegende Sicherheit eines baldigen wirklichen Beginnes der Berliner Stadtbahn die österreichische Hauptstadt von Berlin völlig überholt worden. Im Schoosse des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins war vor nunmehr etwa einem Jahre ein besonderes Comité eingesetzt worden, welches die Wiener Stadtbahnfrage speziell studiren sollte. Dieses Comité hat unterm 19. Februar einen dürftigen Bericht erstattet, aus welchem im wesentlichen nur das zu entnehmen ist, dass das zur Verfügung gestandene technische Material als unzureichend sich erwies und dass zur Prüfung der Frage nach den sonstigen Gesichtspunkten das Comité sich kaum ernstlich berufen glaubte. Im allgemeinen gewann das Comité nach den im vergangenen Sommer gelegentlich der Wiener Ausstellung gemachten Beobachtungen die Ansicht, dass eine Dringlichkeit für die Lösung dieser Frage zur Zeit noch nicht bestehe. Freilich hat das Plenum des Vereins durch Ablehnung des Comitéberichts die in demselben ausgedrückte Ansicht gewissermassen desavouirt und eine Neubildung des Comité's beschlossen; ob jedoch das neue Comité zu einer wesentlich ändern Auffassung der Verhältnisse gelangen wird als das ältere, ist nach Inhalt vielfacher Auslassungen, die bei Gelegenheit der Verhandlung über den Bericht zu Tage getreten sind, kaum zu erwarten. Es kann ein Urtheil hierüber jedoch mit irgend welcher Sicherheit zum voraus nicht wohl ausgesprochen werden, zumal Rivalitäten und geschäftliche Rücksichten hierbei unterzulaufen scheinen, die sich der nähern Würdigung von der Ferne aus einigermaassen entziehen.

Aus der Fachliteratur.

Sekundäre Eisenbahnen.

Dem schon recht reichhaltigen Verzeichniss der raisonnirenden Litteratur über sekundäre Eisenbahnen haben wir abermals zwei Nummern hinzuzufügen.

Bereits aus dem Jahr 1872 stammt eine in Wien bei

Lehmann und Wentzel erschienene Broschüre von Am. Demarteau unter dem Titel „Gedankenlese über die Wichtigkeit des Fairlie'schen Lokomotiv-Systems und der schmal-spurigen Schienenstrassen für Oesterreich-Ungarn“.

Der Titel hat für Manche vielleicht etwas Abschreckendes, denn mit dem Fairlie-System sind wir Techniker in den letzten Jahren allerdings bis zur Ermüdung unterhalten worden. Es liegt aber nicht in des Verfassers Absicht, für Fairlie's Reklame zu machen, sondern nur, auf die Vortheile hinzuweisen, welche die Verwendung des ganzen Maschinengewichts zur Adhäsion und die möglichst grosse Beweglichkeit des Untergestelles gewähren. Er scheint allerdings die Fairlie'schen Maschinen für diejenigen zu halten, welche den genannten Bedingungen am meisten entsprechen. Er giebt zu, dass die Anwendung solcher Maschinen schon auf den bestehenden Normalbahnen sehr nützlich sei, findet aber die volle Ausnutzung derselben erst auf Schmalbahnen. Diesen wird auch, abgesehen von den Ersparnissen, welche sie bei der Herstellung ihrer geringeren Breite wegen natürlich gewähren, ein sehr grosses Gewicht für Herstellung billiger „Oberflächenbahnen“ beigemessen. Nun ist es zwar klar, dass man bei schmalerer Spur schärfere Kurven anwenden kann als bei breiterer; dass aber die schmälere Spur auch die Herstellung stärkerer Steigungen begünstigen soll, leuchtet uns nicht recht ein. Die Ideenverbindung der schmalen Spur mit den starken Steigungen scheint eine zufällige zu sein und der Werth der schmalen Spur in dieser Hinsicht überschätzt zu werden.

Im weiteren Verlauf der Broschüre weist der Verfasser „auf Grund spezieller Berechnungen und ausgearbeiteter Projekte“ nach, welche Ersparnisse sich bei Anwendung einer Spurweite von 1^m gegenüber der normalen von 1,435^m erzielen lassen. Dieselben belaufen sich, mit Einschluss der Vorarbeiten und Fahrbetriebsmittel, im ebenen Terrain auf 18 bis 23%, im gebirgigen auf 24 bis 37%, mit Ausschluss der vorgenannten beiden Titel, welche sich bei breiter und schmaler Spur gleich hoch stellen (die Wagen sollten sich bei schmaler Spur doch wohl billiger stellen?), auf 21 bis 26% im ebenen und auf 28 bis 45% im gebirgigen Terrain.

Sonach haben die empfohlenen Bahnen eine ungleich grössere Wichtigkeit für das Gebirgsland als für die Ebene. Und dies spricht besonders für ihre Anwendung in Oesterreich-Ungarn, da dort das Flachlandsnetz bald als abgeschlossen anzusehen ist, während im Gebirge noch mindestens 1000 Meilen Bahnen zu bauen sind. Hier macht nun der Verfasser den Vorschlag, diese Gebirgsbahnen als Schmalbahnen zu bauen und sie nicht planlos in das Netz der breitspurigen Schienenstrassen einzufügen, sondern mit Benutzung der geographischen Konfiguration des Kaiserreichs ein zusammenhängendes Schmalbahnnetz herzustellen, welches sich um zwei von Westen nach Osten und zwei von Norden nach Süden die Gebirgsländer durchziehende Hauptlinien zu gruppieren haben würde. Das Netz müsste in sich natürlich eine gleiche Spur haben; für welche das Maass von 1^m vorgeschlagen wird. Die Zahl der Uebergangspunkte von der schmalen auf die breite Spur würde sich so möglichst verringern lassen, die Schmalbahnen würden in gewissem Maasse die Vortheile des Durchgangsverkehrs geniessen, und wenn sie in der That den Kampf um die Weltherrschaft mit der jetzt normalen Spur aufnehmen sollen — was der Verfasser zwar nicht als Forderung hinstellt, aber doch zu wünschen scheint — so würde ihnen dort eine Operationsbasis geboten sein, wie sie nicht besser gedacht werden kann und wie sie kein Land vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit vorzüglicher als Oesterreich zu bieten vermag. Im Interesse der Wahrheit und des technisch experimentellen Fortschrittes können wir also Herrn Demarteau nur wünschen, dass es ihm gelingen möge, seine Idee zu verwirklichen.

Eine ähnliche Tendenz verfolgt die im September 1873 erschienene und im Manuskript gedruckte Schrift des Oberbaurath Sorge, Direktor der Sächsischen Eisenbahn-Baugesellschaft, über die Sekundärbahnen in ihrer Bedeutung und Anwendung für das Königreich Sachsen.

In der Ausführung der Grundidee zeigt sich hier jedoch manche Abweichung von dem vorhin Besprochenen. So soll die normale Spur ebensowohl wie die schmale Anwendung finden, und in jedem einzelnen Fall die Wahl des Systems erwogen werden. Für das Flachland wird sich mehr die Normalspur, für das Gebirge mehr die Schmalspur eignen. Als Maass der letzteren wird hier 0,83^m vorgeschlagen bei einer grössten Steigung von 1:25, einem kleinsten Radius von 90^m und einer Kronenbreite von 2,5^m. Für die normalspurigen Sekundärbahnen soll die grösste Steigung 1:40, der kleinste Radius 150^m, die Kronenbreite 3,5^m betragen.

Das in eine Eisenbahnkarte von Sachsen hinein projektierte (im Ganzen 150 Meilen umfassende) Sekundärbahnnetz ist nicht im Zusammenhange gedacht. Die Bahnen erscheinen vielmehr, der bisher wohl allgemein üblichen Anschauungsweise entsprechend, als Zubringer für die Hauptbahnen, welche die Sackgassen der Gebirgsthäler erschliessen und in der Ebene Ortschaften zugänglich machen, denen eine Hauptbahn nicht beschieden ist. Zum Theil sollen sie auch dazu dienen, Dresden und Leipzig mit ihren Vororten Omnibusartig zu verbinden.

Die Anschlagspreise der vorgeschlagenen Linien werden im Ganzen und per Kilometer angegeben.

Ein Werk nicht speziell technischen Inhalts, aber für den Eisenbahntechniker doch von Interesse, sind die im Juli 1873 von Dr. Max Haushofer, Prof. der polytechnischen Hochschule zu München, herausgegebenen Grundzüge des Eisenbahnwesens in seinen ökonomischen, politischen und rechtlichen Beziehungen, (Stuttgart, bei Julius Maier). Es soll eine Ergänzung des kürzlich erschienenen Buches von R. Paulus „Bau und Ausrüstung der Eisenbahnen“ bilden und hat den Zweck, dem jüngeren Eisenbahnbeamten zu einem Ueberblick über das Wesen und Getriebe der Verwaltung zu verhelfen, damit er im Stande sei, mit Verständniss und nicht nur mechanisch zu arbeiten. Als Nachschlagewerk über diese oder jene Verhältnisse wird es auch dem älteren Beamten willkommen sein.

Das letztgenannte Buch findet eine Ergänzung in dem im selben Verlage herausgekommenen Buch über die Verwaltung der Eisenbahnen und die Buchführung im Eisenbahnbetrieb von Louis Schmidt. Diese Arbeit geht auf ihr Thema sehr gründlich ein und hat den Zweck, junge Männer, welche beabsichtigen oder Aussicht haben, auf dem Komtoir von Eisenbahn-Verwaltungen angestellt zu werden, für diesen Beruf vorzubereiten. Da jedoch bei jedem auf Aktien gegründeten industriellen Betrieb die Behandlung der Bücher viel Ähnliches zeigt, glaubt der Verfasser sein Werk füglich als allgemeines Lehrbuch der Verwaltung von industriellen Unternehmungen bezeichnen zu können.

W. H.

Brief- und Fragekasten.

Hrn. M. in Hörter. Der Gegenstand schien uns zur Mittheilung durch ein Inserat geeigneter.

Hrn. v. H. in Berlin. Ohne Kenntniss Ihrer Idee sind wir selbstverständlich nicht in der Lage, Ihnen Rath erteilen zu können; indessen scheint uns der gegenwärtige Zeitpunkt zur Gründung eines auf neue, bisher noch nicht erprobte Spekulationen berechneten industriellen Etablissements in jedem Falle wenig geeignet.

Hrn. J. L. in Berncastel. Soweit wir die Sache übersehen können, befindet sich die Regierung Ihnen gegenüber im formellen Rechte. Der Kalk ist zu dem betreffenden Brückenbau verbraucht worden; wenn in den Bedingungen gesagt ist, dass das akkordirte Quantum zunächst zum Pfeiler-Aufbau verwendet werden soll, dass Sie sich aber jede Mehr- oder Minderlieferung gefallen lassen müssen, so ist damit einerseits angedeutet, dass die Lieferung sich weiterhin auch auf den zur Ausführung anderer Brückentheile erforderlichen Bedarf erstrecken kann, andererseits ist eine Beschränkung des Mehrbedarfs auf ein bestimmtes Quantum ausgeschlossen. Ob die auf Grund der sozialen Verhältnisse erfolgte allgemeine Preissteigerung als eine „höhere Gewalt“ angesehen werden kann, die Sie von Ihrem Vertrage entbindet, ist eine spezifisch juristische Frage, die aber auch schwerlich zu Ihren Gunsten entschieden werden dürfte. Sie haben also wenig Aussicht, auf dem Rechtswege etwas durchzusetzen — destomehr jedoch unserer Ueberzeugung nach auf dem Petitionswege. Offenbar sind Sie zu Gunsten des Fiskus geschädigt, wenn Ihnen auf Grund jenes Vertrages bei der gegenwärtigen ungünstigen Konjunktur eine Lieferung auferlegt wird, die das ursprünglich akkordirte Quantum um mehr als noch einmal so viel überschreitet. Eine solche Situation auszunutzen, lassen sich eifrige Beamte der unteren Verwaltungs-Instanzen gern verleiten; in den höheren Instanzen der Preussischen Verwaltung finden dagegen Billigkeits-Rücksichten leichter Eingang.

Hrn. V. S. in St. Petersburg. Der von Ihnen erwähnte Vortrag Professor Gustav Stier's über Theater-Anlagen ist auch uns wohl bekannt; publizirt ist derselbe leider eben so wenig, wie die meisten anderen Arbeiten dieses ausgezeichneten Lehrers, dessen Wirken bei der jüngeren und jüngsten Generation der Fachgenossen daher mehr und mehr in Vergessenheit geräth. Unseres Wissens liegt seine Arbeit auch dem Vortrage des Nachfolgers von G. Stier an der Bauakademie, Hr. Prof. Lucae zu Grunde, wenn das betreffende Gebiet seither durch diesen auch selbstverständlich viele Bereicherungen erfahren hat. Es soll ebenso die Grundlage des bezüglichen Abschnittes in unserem „Bauhandbuch“ bilden, auf dessen Erscheinen wir Sie vertrösten müssen. Unter den von Ihnen angeführten Spezialwerken vermischen wir übrigens das neueste und beste derselben von Garnier, dem Erbauer des Pariser Opernhauses: *Le théâtre*.

Abonnent in O. Bei denjenigen Inseraten in unserer Zeitung, bei welcher der Kostenbetrag nicht gut erst nach geschehener Insertion eingezogen werden kann, wird derselbe den Auftraggebern mittels Postkarte vorher angezeigt und von der Einsendung des Betrages, die in Briefmarken oder per Postanweisung erfolgen kann, die Insertion abhängig gemacht. Bei diesen kleinen Inseraten lässt sich der Preis auch leicht vorher veranschlagen: je 14 Silben bilden eine Zeile à 3¼ Sgr., für Adressen-Vermittlung wird bei jedem Inserat eine Zeile Zuschlag gerechnet.

Hrn. F. L. in Deutz. Tabellenwerke, in denen die Längenangaben der trigonometrischen Linien mit noch kleineren Intervallen als von Minute zu Minute fortschreiten, existiren unseres Wissens nicht; dass ein genügendes allgemeines Interesse an der Herausgabe eines derartigen voluminösen Tabellenwerks vorhanden sein sollte, möchten wir auch bezweifeln.